

Ins Reich der letzten Indianer

3000 Kilometer durch den größten Urwald der Erde – Eine Schiffsreise auf dem Amazonas ins Herz einer bedrohten Wildnis

Ein Indianer in New York. Der schwarze Blick des roten Jägers trifft zielsicher wie ein giftbestrichener Pfeil. Diese starren Augen. Wenn nicht der Kranz aus gelben Papageienfedern in seinem Haar ein wenig Sonnenlicht reflektierte, die Dunkelheit in einem Augenaufschlag könnte einen frieren lassen. Diese Augen haben wilden Raubkatzen in den Rachen gesehen und erschlagenen Brüllaffen in die Eingeweide. Sie kennen die mörderischen Farben der Baumfrösche und die messerscharfen Zähne der Piranhas. In ihnen haben sich die hypnotischen Augen der Anakonda gespiegelt und das große fließende Wasser, das aus dem Himmel kommt. Ihre Pupillen haben das Adernlabyrinth knospender Orchideenblätter eingefangen, die Wellenbewegung flüchtender Tausendfüßlerbeine und die Regenbögen über stürzenden Wassermassen. Augen, denen der Flügelschlag eines Kolibris etwas bedeutet und die Kurve in einer Ameisenstraße.

Ihnen entgeht nicht, wenn das Bein einer Vogelspinne ein welches Blatt bewegt, und sie sehen ein Zeichen in einem aufgeschreckten Fledermausschwarm. Jeder Fleck auf einem Jaguarfell, jede Linie auf einem Krötenrücken ist ein Symbol. Im Knochen eines Gürteltiers, in der Zeichnung auf einem Schildkrötenpanzer ist Magie. Was Zeit, was Stunde und Minute ist, wissen diese Augen nicht. Woher auch? Nie hat sich ein Uhrzeiger in ihrem Blickfeld gedreht und dass nach 365 Sonnenaufgängen – also

unsterblich vielen – ein wenig mehr als ein Jahr ist, hat ihnen niemand gezeigt. Was für Augen, die nie ein Auto, nie ein Buch oder einen Kugelschreiber gesehen haben. Denen ein Turnschuh, ein Feuerzeug oder ein Taschentuch wunderbar fremd ist. Und die jetzt, wenn sie in das große schwarze Auge der Kamera starren immer noch nicht verstehen, dass hier ein Augenblick verewigt wird. Plötzlich scheint der Blick des Eingeborenen nicht mehr feindlich und die rote Farbe um seine Augen hat

Die Galerie der Naturvölker: Ein Gesicht fremder als das andere

nichts mehr von einer Kriegsbemalung. Der Kannibale hat ein Gesicht. Lustig wippen die bunten Vogelfedern über seiner Stirn und hinter all der roten Schminke zeichnet sich plötzlich etwas wie ein Lächeln ab.

Irgendwo klingelt ein Handy. Ein Haufen lärmender Teenager, alle aus einer amerikanischen Schulklasse, die auf ihre Führung durchs Sekretariatsgebäude der Vereinten Nationen wartet, zerstört die wortlose Zwiesprache mit dem Indianerhäuptling.

Das Porträt des Urbrasilianers ist Teil einer Ausstellung über indigene Völker, die den Besuchern des UN-

Headquarters in New York die vielen bunten Gesichter des Planeten vor Augen führen soll. Hinter dem roten Jäger starren Massakrieger und Inuit ins Leere. Eine Galerie der Naturvölker. Ein Gesicht fremder als das andere. Gemeinsam ist ihnen einzig die Bedrohung durch die immer weiter vorrückende Zivilisation.

Landeanflug auf Belém do Pará. Die Metropole nahe der Mündung des Amazonas in den Atlantischen Ozean ist Ausgangspunkt für Schiffsreisen ins Landesinnere. Von hier aus brechen Reisende aus aller Welt auf in den größten Dschungel der Erde. Auf der Suche nach der letzten großen Wildnis und nach dem indianischen Erbe der Menschheit.

Der Flieger legt sich in die Kurve. Gerade eben noch – nichts als ein ewig grüner Teppich. Einer mit großen hässlichen Brandlöchern, versteht sich. Amazonien. Die grüne Hölle sieht von oben gar nicht tödlich aus. Eher wie eine Badewanne voll grünem Schaum. Einen Augenblick lang nur ein Labyrinth aus unzähligen Flussarmen und Inseln, ein Mosaik aus Wasser und Dschungel. Das Amazonasdelta. Wie eine Luftspiegelung taucht plötzlich eine Stadt mitten im Nirgendwo auf. Ein aus dem Urwald gestampftes Chicago.

Vom Bord des Flussschiffes *Clivia* aus betrachtet, sieht Belém dagegen schon ein wenig unscheinbarer aus. Die Altstadt erinnert mit ihren bunten Häuschen, ihren prunkvollen Barockkirchen und Kolonialpalästen eher an eine portugiesische Kleinstadt als an eine Dschun-



gelmetropole. Auf dem mittleren Deck kneten die Passagiere zweiter Klasse ihre Hängematten übereinander – ein Spinnennetz aus grellfarbigen Stoffen, Körpergliedern und gestapelten Kisten. Matte an Matte. Haut an Haut. Es gibt kaum ein Loch in diesem Menschenknäuel.

Eine Familie aus dem Goldgräberstaat Roraima wiegt ihr dreijähriges Mädchen in den Schlaf. Es schlummert friedlich im Gewirr übereinander gehängter Habseligkeiten und aufgeregter Stimmen. Die *Clivia* setzt sich schleppend in Bewegung. Die Bootschuppen und Stelzenhäuser des Hafenviertels ziehen vorbei. Hundertfach spiegelt sich das Licht der untergehenden Sonne in den gekachelten Fassaden am Ver-o-Peso-Markt und der grau gewordene Putz der Kathedrale leuchtet rosarot.

Der Großvater des schlafenden Mädchens, ein kleiner Mann mit Indianer- und Kinderlächeln, lässt vor den Hängemattennachbarn uralte Dschungelfabeln auferstehen. Geschichten, in denen sich einst die Mythen der Indianer mit den Legenden der weißen Siedler mischten. Er erzählt von Iara, der Loreley Amazoniens, die mit ihrer Schönheit und ihrem wunderbaren Gesang heute noch Fischer in den Tod entführt. Vom Curupira, dem Rächer des Waldes, der mit den fortschreitenden Brandrodungen längst einen Burnout haben dürfte. Und von den Botos, den geheimnisvollen rosa Flussdelfinen, die sich bei Nacht in Jünglinge verwandeln und schöne Flusstöchter verführen.

Der alte Mann erzählt mit einer Feierlichkeit in der Stimme, als könne er damit die alten Mythen zum Leben erwecken. Manchmal mischt sich Wehmut in seine Erzählungen. „Selbst in Roraima“, sagt er, „gibt es kaum noch Indianer, die wie ihre Vorfahren leben. Sie ziehen aus den Dörfern in die Hauptstadt Boa Vista und heiraten Zugezogene, die aus dem Nordosten kommen. Sie verlieren ihre Sprachen. Nur ihre Geschichten leben weiter.“ Im Urwald beginnt mit Einbruch der Dämmerung das Konzert der Dschungelbewohner. Am späten Abend tauchen tatsächlich die Rückenflößen von zwei Delfinen vor dem Schiff auf. Sie verschwinden mit der schwarzen Silhouette des Waldes in der Finsternis. Vom obersten Deck tönen Forró-Rhythmen. Die Menschen kriechen aus ihrem Spinnennetz und tanzen unterm Sternenhimmel, als habe gerade der Karneval begonnen.

Zwei Tage vor Manaus. Müde lehnen die Reisenden in ihren Hängematten und blicken gelangweilt über das braune Wasser, wo die giftgrüne Mauer des Urwalds in den blassen Tropenhimmel wuchert. Seidenreier und einzelne Papageien werden von der *Clivia* aufgeschreckt. Hin und wieder tauchen Ka-

mus auf. Kleine Kinder betteln um T-Shirts und Plastikflaschen. Ihre armseligen Hütten schweben zwischen Açai-palmen und Büffelweiden über dem Ufergestrüpp. Auf einem Bootssteg lässt ein Caboclo-Junge seinen Papierdrachen über den Wald steigen. Vom Himmel aus muss der braune Fluss noch gewaltiger aussehen. Ein strömendes Meer, auf dem die kleinen Amazonas-Schiffchen wie dürre Mangoblätter aussehen, die die Wellen irgendwann verschlingen werden.

Manaus. Die Millionenstadt im Zentrum Amazoniens hat in einem Radius von 100 Kilometern um ihr berühmtes Opernhaus ein Loch in den Urwald gefressen. Das Teatro Amazonas war zur Zeit seiner Fertigstellung 1896 das zweitgrößte Opernhaus der Welt nach

Die meisten Amazonier haben nie einen Indianer gesehen

der Mailänder Scala. Neureiche Kautschukbarone ersannen zur Jahrhundertwende Manaus als „Paris der Tropen“, für dessen Oper sie die Stahlkonstruktion aus Schottland, die Möbel aus Frankreich, Spiegel, Leuchter und Marmor aus Italien einschiffen ließen. Der imposante Bühnenvorhang des Teatro zeigt eine allegorische Darstellung der Geburt des Amazonas. Von Wilden beäugt steigt eine Amazone wie Botticellis Venus aus einer Muschel. Der Künstler ließ sich von einem Naturschauspiel inspirieren, das die Brasilianer „Encontro das

ANZEIGE

12.500 mal in Deutschland

meinestadt.de

lokale Websuche in jeder deutschen Stadt:
Firmen, Kleinanzeigen, Fotos, Kino,...

água – Treffen der Wasser“ nennen: Nicht weit von Manaus entfernt trifft das ockerfarbene Wasser des Rio Solimões auf den tiefschwarzen Rio Negro. Kilometerlang vereinen die beiden Farben sich nicht, fließen aneinander geschmiegt dahin, ehe sie im schlammbräunlichen Amazonas aufgehen.

Auf dem Platz vor der Kathedrale herrscht farbenprächtiges Chaos. Fliegende Händler hocken in voll gestopften Verkaufsständen oder haben auf dem Asphalt indianisches Kunsthandwerk

ausbreitet. Holzmasken mit Piranzahnen. Bunt bemalte Pfeile und Bögen. Leuchtender Federschmuck. Die Händler versichern, dass ihre Produkte von Indianerstämmen am Rio Solimões gefertigt werden. Bei neongelb und rot gefärbten Hühnerfedern kommen Zweifel auf. Eine Hängemattenverkäuferin verrät, dass die Sachen in einem Vorort von Manaus produziert werden. Für Touristen, die hier die Hauptstadt der Indianer suchen und einen von Autoabgasen und Fischereiabfällen stinkenden Moloch vorfinden. „Die Leute kommen wegen der Indianer, dabei haben die meisten Amazonier selbst nie welche gesehen.“

Aufbruchstimmung im Hafen von São Raimundo. Über rostigen Frachtschiffen und winzigen Fischerkähnen drängen sich Wohnbaracken auf Stelzen um einen schmalen Streifen müllübersäten Uferschlamm. Schwarze Geier balgen sich um eine aufgerissene Plastiktüte.

Von dem kleinen Hafen im Westen von Manaus bricht zwei mal in der Woche die *Tanaka Neto* in Richtung Nordwesten auf. Sie fährt bis São Gabriel da Cacheira in der Nähe der venezolanisch-kolumbianischen Grenze und verbindet die wenigen Kleinstädte am Rio Negro mit Manaus. Massenhaft werden Konservendosen und Bierkisten auf das alternde Amazonasschiff gekarrt. Zurück kommt die *Tanaka Neto* mit Ananas, Melonen und Aquarienfischen aus den Tümpeln um Barcelos. Vom Rio Negro werden palettenweise Neonsalmler und Panzerwelse rund um die Welt exportiert.

Auf der *Tanaka Neto* geht es ruhiger zu als auf der *Clivia*. Sobald das Schiff Manaus verlassen hat, kehrt eine merkwürdige Stille zwischen den Hängematten ein. Auf dem Oberdeck hat sich eine Gruppe um den Fernseher geschart. Fluminense gegen Santos. Rio gegen São Paulo. Das Fußballduell der Südbrazilianer lässt die Amazonier unbewegt. Rio ist weit. Und der grüne Rasen, der sonstwo in Brasilien die Welt bedeutet, taugt auf der *Tanaka Neto* nur zum Ablenken von der Langeweile.

Draußen fließt das tintenfarbene Wasser des Rio Negro spiegelglatt durch eine der letzten Wildnisse der Erde, schiebt sich vorbei an schneeweißen Sandstränden und schwarzgrünem Urwald Dickicht, zerschneidet den Dschungel zum größten Süßwasserarchipel der Erde – den Anavilhanas, ein Reich von tausend Inseln, wie als Spielplatz für die rosafarbenen Delfine erschaffen.

In Barcelos kommt ein Indio paar mit seinen drei Kindern an Bord. Der Vater ist in einem Urwalddorf am Rio Uaupés aufgewachsen und vertritt die Tukano-Indianer in São Gabriel da Cacheira, der letzten Stadt am oberen Rio Negro. Weniger als 5000 Tukano-Sprecher leben noch in der Gegend um São Gabriel.



Nachgefragt

Verschwindet die indigene Kultur?

Indigene Völker wie die Regenwaldindianer Brasiliens kämpfen weltweit gegen die Zerstörung ihrer Lebensräume und Kulturen. Yvonne Bangert vom Fachreferat Indigene Völker der Gesellschaft für bedrohte Völker (GfbV) bezeichnet die Überlebenssituation vieler Ureinwohner als dramatisch, jedoch nicht als aussichtslos.

Bangert: Die Regierung könnte sehr viel mehr tun. Ein Beispiel: Ende der 1990er Jahre wurde den Guarani-Indianern von der Indianerschutzbehörde Funai ein 18 000 Hektar großes Gebiet zugewiesen. Letztlich bekamen sie nur 7000 Hektar, weil ein Zellulosewerk auf dem Gebiet Eukalyptuskulturen zur Papierproduktion anlegte. Die in-

Indigenen müssen selber bestimmen, in welchem Tempo und auf welchen Ebenen sie sich mit der Zivilisation einlassen wollen. Und das tun sie durchaus. Quichua-Indianer aus der Gemeinde Sarayacu in Ecuador zum Beispiel leben ihr traditionelles Leben im Regenwald und wehren sich vehement gegen die Verseuchung ihres Landes durch die Ölförderung. Sie tun das durch eine professionelle Öffentlichkeitsarbeit mit Internetauftritt, eigenen Videos und Kontakten zu Regierungen und NGOs in Europa und zur Uno. Es gibt natürlich auch Gruppen, die versuchen der Außenwelt auszuweichen. Dieses Verhalten ist aber nicht unbedingt typisch.



Yvonne Bangert, Fachreferentin der Gesellschaft für bedrohte Völker
Foto: privat

SZ: Von etwa 1000 Indianersprachen, die um 1500 in Brasilien gesprochen wurden, gibt es heute noch etwa 180. Viele von ihnen werden nur noch von einigen Dutzend Menschen gebraucht. Sterben die letzten Indianerkulturen aus?

Bangert: Das wird wesentlich davon abhängen, in wie weit sie Unterstützung bekommen in ihren eigenen Bemühungen, selbst ihre Kultur zu retten. Sie müssen eine Art Kompromiss finden zwischen der Welt, aus der sie kommen und der Welt, die sich von außen aufdrängt. Es gibt dazu Modellprojekte, die zeigen, dass das möglich ist. Die GfbV hat beispielsweise bei den Yanomami im Amazonasgebiet zwei Krankenstationen mit angegliederten Schulen aufgebaut. Dort lernen sie sowohl ihre eigene Sprache als auch die Landessprache. Solche Initiativen gilt es möglichst mit den Selbstorganisationen der Indianer zu fördern.

SZ: Wie sehen diese Selbstorganisationen aus?

Bangert: Die Indianer sind in kleinen Dorfgemeinschaften organisiert und haben oft eigene Sprecher, von denen manche mittlerweile auch auf überregionaler Ebene auftreten. Davi Yanomami zum Beispiel, ein Sprecher seines Volkes, war schon mehrmals bei den Vereinten Nationen in New York. Dort gibt es seit ein paar Jahren ein permanentes Forum für indigene Belange. Andere Gruppen demonstrieren direkt bei der Regierung in Brasília für ihre Interessen.

SZ: Tut die brasilianische Regierung genug für die Rechte der indianischen Bevölkerung?

Indianischen Landrechte wurden einfach übergangen. In solchen Situationen kann nur Druck von außen etwas verändern.

SZ: Einige Globalisierungskritiker gehen davon aus, dass in wenigen Jahrzehnten die gesamte indigene Kultur der Erde zerstört sein wird. Teilen Sie diese Auffassung?

Bangert: Ich bin da nicht so pessimistisch. Zum einen gibt es einen starken Überlebenswillen bei den Indigenen, zum anderen aber auch die Erkenntnis bei vielen Nichtindigenen, dass wir voneinander sehr viel lernen können, und dass die Indigenen sehr viel Wissen haben, von dem wir profitieren können – gerade in Sachen Umweltschutz und Umgang mit der Natur.

SZ: Bringt die Begegnung mit der Zivilisation nicht auch positive Veränderungen für die Indigenen, wie etwa den Zugang zu medizinischer Versorgung, Bildung und politischem Mitspracherecht?

Bangert: Der entscheidende Faktor bleibt das Selbstbestimmungsrecht. Die

SZ: Trägt der Tourismus eher zum Erhalt oder zur Zerstörung indigener Völker bei?

Bangert: Auch hier ist entscheidend, dass der Wunsch, besucht zu werden, von den Indigenen ausgehen muss. Wenn sie selber steuern können, wie viele Menschen und in welchem Rahmen diese kommen, kann Tourismus für beide Seiten gewinnbringend sein. Alternativ zum Massentourismus gewähren zum Beispiel die Navarros und Lakota im Westen der USA Kleingruppen den Einblick in ihren Alltag. Sie haben dabei immer die Möglichkeit, sich abzuschotten, wenn sie der Meinung sind, dass ihr Terrain überlaufen wird. In diesem begrenzten Maßstab hat man als Tourist die Chance, die besuchte Kultur wirklich kennen zu lernen. Diese wiederum profitiert natürlich von dem Geld, das der Tourismus bringt – in vielen Gegenden, in denen Indigene leben, gibt es sonst nur wenige Einnahmequellen. Es gibt natürlich auch Völker, die sich gegen eine Begegnung mit Fremden aussprechen. Das sollte man respektieren. Gruppen wie die Ureinwohner Amazoniens, die so gut wie keinen Kontakt zur Außenwelt haben, sollte man grundsätzlich nicht besuchen.

Interview: Winfried Schumacher

Damit ist die Sprachgruppe immer noch eine der größten der Region. Von 23 indigenen Sprachen haben nur fünf mehr als 1000 Sprecher. „Die Sprachen am Rio Negro sterben“, sagt der Tukano. „Und mit ihnen die Kultur der Indianer.“ Mit seinen eigenen Kindern spricht er nur Portugiesisch. Tukano verstehen sie nicht. Auch nicht die Sprache ihrer Mutter, die vom Stamm der Baré kommt. „Wenn die Kinder nicht mit Portugiesisch aufwachsen, haben sie später im Leben keine Chance, weiterzukommen.“

São Gabriel könnte Brasiliens Indierhauptstadt sein. Einst war ein Großteil des Städtchens indianischer Herkunft. Durch Zuzug aus dem armen Nordosten Brasiliens hat sich das schon lange geändert. Heute sind die Indios in der Minderheit. São Gabriel ist dennoch die einzige Gemeinde Brasiliens, wo neben Portugiesisch auch indianische Sprachen Amtssprachen sind: Nheengatú, Tukano und Baniwa. Die Kunstsprache Nheengatú, eine Art Indio-Esperanto, das jesuitische Missionare im 17. Jahrhundert erfanden, um mit den Einheimischen zu kommunizieren, ist in Kirchen und Schulen noch lebendig. Auf der

Straße wurde die Indianersprache längst vom Portugiesischen verdrängt. Wie lange die anderen Sprachen überleben werden, ist eine Frage der Zeit.

Die einzige befahrbare Straße hinter São Gabriel endet an einer eingestürzten Brücke. Einige Tagesmärsche von hier liegt an der Grenze zu Venezuela ein gigantisches Bergmassiv. Der Pico da Neblina ist mit 3014 Metern der höchste Gipfel Südamerikas außerhalb der Andenkette. Das einzige amazonische Hochgebirge ist bis heute ein weißer Fleck auf der Landkarte geblieben. Nach zwei Tagen Fußmarsch durch moskitoverseuchte Wälder taucht noch einmal eine zerfallene Brücke auf. Ein Indiojunge hockt auf dem Holzskelett, das davon übrig geblieben ist. Über eine einzelne Bretterreihe führt der Weg auf die andere Seite. „Bei Nacht schleicht der Jaguar über die Bretter“, erzählt der Junge, „er hat drei unsrer Hunde gefressen.“

Der kleine Brückenwächter freut sich, wenn Fremde kommen, nach Anakondas fragen, Feuerzeuge und Adidas-T-Shirts gegen Ananas oder Mangos tauschen. Dann kehren sie wieder um. „Die Weiben haben die Brücke gebaut, weil sie in

den Bergströmen Gold und Edelsteine vermuteten“, erzählt der Junge. „Aber dies ist das Land der Yanomami. Es gehört ihnen.“

Die Yanomami gehören zu den letzten Regenwaldvölkern, die noch in Amazonien leben wie zur Zeit, als die ersten europäischen Abenteurer in den Norden Brasiliens vordrangen. Sie gelten als direkte Nachfahren amazonischer Steinzeitstämme und ernähren sich ausschließlich von dem, was der Wald ihnen als Lebensgrundlage verschafft. Aber auch der Lebensraum der Yanomami ist bedroht. Bodenschätze locken immer wieder Goldsucher und Investoren in die Gegend. Und ein neues Straßenprojekt soll Raum für neue Siedlungen erschließen.

Hinter der Brücke, die der kleine Indio bewacht, verliert sich der Pfad in den Sümpfen am Fuß des Pico da Neblina. Der Dschungel wird dort zur Mauer. Vielleicht leben hinter der Mauer noch Jäger, wie der von New York. Nur eine Bretterreihe trennt sie von jener anderen Welt, die das indische Amazonien längst verschluckt hat.

WINFRIED SCHUMACHER

Informationen



Anreise: Von Deutschland mit TAP Portugal über Lissabon und Recife nach Belém, ab 1205 Euro; mit Lufthansa/Varig über São Paulo nach Belém, ab 1209 Euro
Schiffsreisen: Von Belém nach Manaus z.B. mit der *N/M Clivia* oder der *N/M José Julio*, 5-6 Tage, Übernachtungen in der Hängematte an Deck oder in Kabinen, ab 85 Euro; Von Manaus nach São Gabriel da Cachoeira, 2-4 Tage, z.B. mit der *N/M Tanaka Neto IV/V* oder der *N/M Joana d'Arca III*, ab 77 Euro, Information: Macamazon, Av. Castilhos França 730, 66020-240 Belém-PA, Brasil, Tel.: 00 55/91/32 22-56 04
Weitere Informationen: Brasilianisches Fremdenverkehrsamt, Börsenplatz 4, 60313 Frankfurt, Tel.: 069 / 2197 1557, Fax: 069/21 97-12 76, Internet: www.braziltour.com, E-Mail: info@ebt-frankfurt.com.br, brasilien@embratur.gov.br



Die Heimat der Yanomami ist eine Welt aus Wasser und Wald. Amazoniens Verkehrsadern sind seine Flüsse – Schiffspassagiere reisen in Hängematten. Fotos: V. Englebert/Time Life/Getty Images, H. Collart/Ph. Giraud/G. Rowell/Corbis (3)

ZURÜCK MIT HLX

z. B.

NEU BEI OPODO: KOMBIJETTING!

29 Billigflieger Europas vergleichen, Hin- und Rückflug mixen* und bis zu 25 % sparen!

Mix wie hin!

opodo.de

Flüge · Hotels · Mietwagen · Städtereisen · Pauschal- und Last-Minute-Reisen

*KombiJetting mit Ersparnis bis zu 25% ist nur möglich auf ausgewählten Flugstrecken, auf denen mindestens zwei verschiedene Billigflieger-Airlines verkehren.